

«Aids war unheimlich und mysteriös»

PORTRÄT Markus Frei (65) war der erste Luzerner Aids-Arzt. Er hat die Entwicklung von HIV von Anfang an miterlebt. Diese Zeit hat ihn geprägt. Ein Rückblick zum heutigen Welt-Aids-Tag.

PIRMIN BOSSART
wissen@luzernerzeitung.ch

Es lässt sich heute kaum mehr richtig nachvollziehen, was für eine unheimliche Krankheit Aids vor 30 Jahren gewesen ist. Die HIV-Infektion ist heute zwar immer noch massiv verbreitet. Aber seitdem es wirksame und zumindest teilweise auch für Entwicklungsländer günstiger gewordene Medikamente gibt, hat sie einiges von ihrem Schrecken verloren.

«Die erste Generation der HIV-Patienten ist einfach weggestorben. So habe ich es auch in Luzern erlebt», sagt Markus Frei. 1991 ist Frei von Tansania nach Luzern gekommen. Ein Kollege hatte ihm einen Platz in seiner Gemeinschaftspraxis angeboten. «In der Zentralschweiz gab es damals keinen Tropenmediziner. Das hat mich gereizt.» Doch in Luzern wurde er bald zur ersten Adresse für Leute, die sich mit HIV infiziert hatten.

Zunächst nur Sterbehilfe

Mitte der 1980er-Jahre hatte sich der Allgemeinmediziner an der London School of Tropical Medicine weitergebildet. Danach ging er für drei Jahre nach Tansania, wo er mit der damals neuen Krankheit konfrontiert wurde. Die ersten Aids-Fälle waren 1981 in New York und in Kalifornien aufgetreten. «Ab 1983 gab es auch Berichte aus Belgien von Patienten aus dem Kongo, die mit diesen Symptomen beschrieben wurden.» Das Virus konnte 1984 isoliert werden.

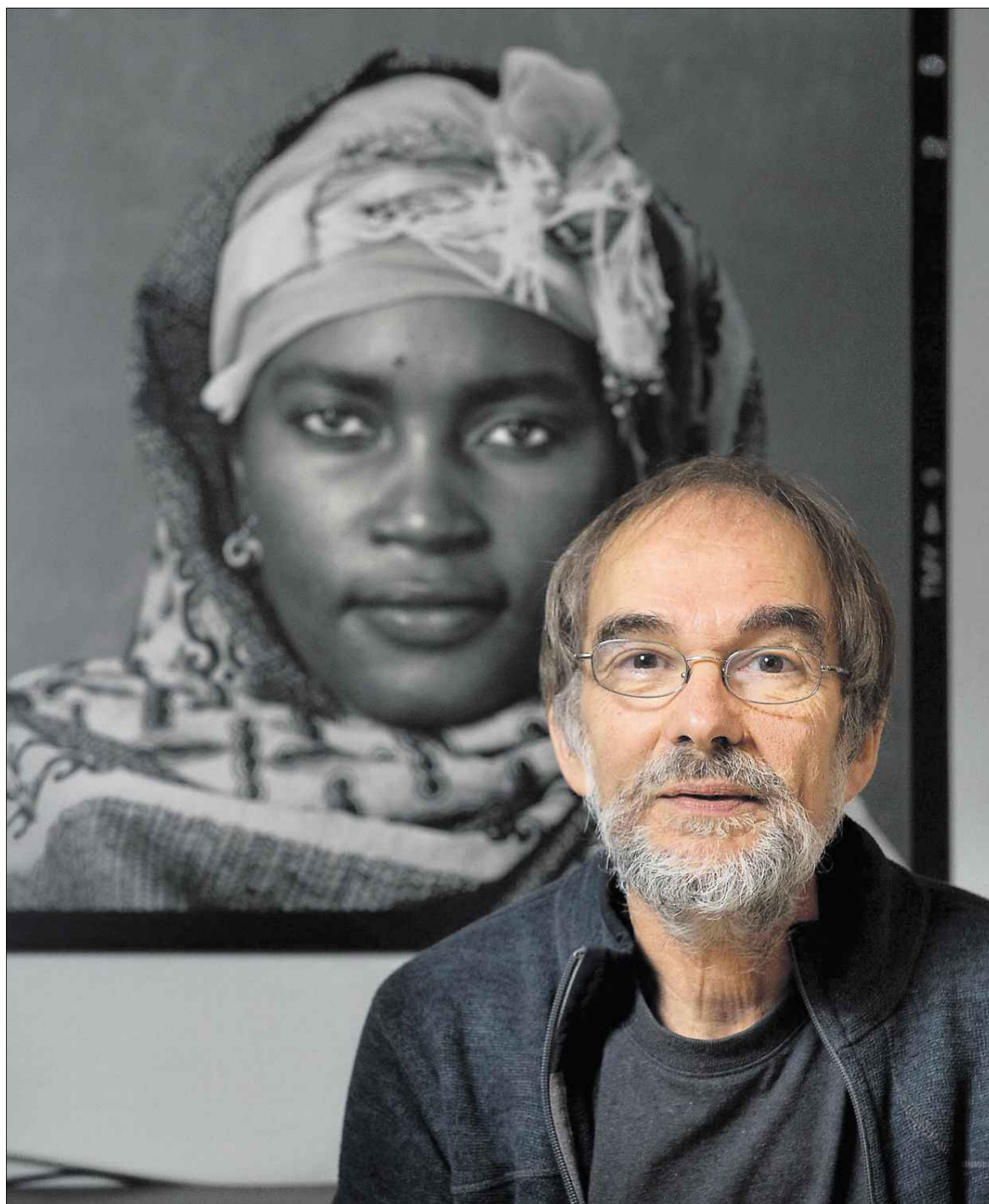
Die Aids-Thematik habe ihn interessiert, sagt Frei. «Aids hatte am Anfang etwas Unheimliches und Mysteriöses. Es gab wenig Anhaltspunkte für eine erfolgreiche Behandlung. Gleichzeitig wurden die Fälle immer zahlreicher.» In Tansania hatte er den Auftrag, in einem Spital mit rund 350 Betten ein kleines Aids-Programm auf die Beine zu stellen. Was er antraf, erschreckte ihn.

«Schon mit dem ersten Test erwies sich ein Drittel der auf HIV getesteten Spital-Insassen als HIV-positiv.» Sukzessive kamen auch von extern mehr und mehr Fälle dazu. «Es gab sehr viele Patienten, bei denen wir nur noch Sterbehilfe machen konnten.» Die HIV-Thematik sorgte für Unruhe im Spital. Angst und Unsicherheit lagen in der Luft. «Es gab Patienten, die vom Pflegepersonal aus dem Spital gemobbt wurden, weil man sie nicht mehr wollte.»

Aids-Anfänge in Luzern

Als Frei 1991 in Luzern zu praktizieren begann, war er praktisch der einzige Arzt, der mit der Krankheit Aids wirklich vertraut war. Am Luzerner Kantonsspital wurde die Abteilung für Infektionskrankheiten erst später aufgebaut. «Wer sich hier mit dem Virus angesteckt hatte, wurde nach Zürich oder Bern geschickt.» Die ersten Aids-Fälle tauchten vor allem in der Drogenszene auf. Die Junkies übertrugen das Virus, wenn sie die gleiche Spritze benutzten. Damals gab es weder den Spritzenaustausch noch ein Gassenzimmer, geschweige denn ein kontrolliertes Heroin-Programm für Schwerstsuchtliche. Solche Angebote wurden dann sukzessive vom Verein Kirchliche Gassenarbeit und anderen Akteuren aufgebaut oder mitinitiiert.

Markus Frei war als medizinischer Experte von Anfang an in diese Projekte involviert. Er gehörte zum kleinen Ärzteteam im Krankenzimmer für Obdachlose, das 1992 an der Murbacherstrasse in Luzern mit fünf Betten eröff-



Markus Frei zu Hause in seinem Büro in Luzern: Mit dem Foto einer ihm nicht bekannten jungen Frau ist Afrika auch optisch immer präsent.

Bild Dominik Wunderli

net wurde. Auch beim Pilotprojekt Aufenthalts- und Betreuungsraum für Drogenabhängige (ABFD) war er einer von vier Ärzten, die für die medizinische Betreuung sorgten. Sein Know-how sprach sich herum: Bald gingen die HIV-Patienten nicht mehr nach Zürich, sondern kamen zu ihm in die Praxis.

Versehrte Körper

In diesen ersten Jahren hat Frei viel Elend erlebt. «Damals sind über 20 Drogen-Konsumierende an Aids gestorben. Viele von ihnen wurden im Krankenzimmer gepflegt, das zu einem eigentlichen Sterbehospiz wurde. Dort hatten sie das passende Umfeld, konn-

«Ich habe ungläubliche Geschichten gehört und extreme Biografien kennen gelernt.»

MARKUS FREI

ten ungestört ihre Kollegen sehen und auch mal einen Joint rauchen.» Mit einer Erfahrung von insgesamt sechs Jahren Arbeit in Afrika hatte Frei keine Berührungsgänge mit der Krankheit.

Trotzdem setzten ihm diese Erlebnisse auch zu. «Da starben Leute, die gleich alt waren wie ich. Viele hatten extrem versehrte Körper, andere mussten sich Beine amputieren lassen. Es war hart, auch für das Pflegepersonal.»

Frei hatte einen guten Umgang mit den Junkies. Ihre Schicksale machten ihn betroffen. «Ich habe ungläubliche Geschichten gehört und extreme Biografien kennen gelernt.»

Als die Aids-Fälle immer zahlreicher wurden, ging eine Projektgruppe daran, ein Hospiz-Angebot mit viel mehr Betten zu realisieren. «Aber dann war plötzlich die Klientel nicht mehr da.» Es gab jetzt auf einmal Medikamente, deren Einnahmeprozedere nicht mehr so komplex war und die auch von den Drogenabhängigen entgegen ersten Befürchtungen sehr zuverlässig genommen wurden. «Auch das Heroin-Programm und die Wohnangebote mit geordneten Tagesstrukturen trugen viel zur Stabilisierung bei.»

Medikamente auch zur Prävention

Die medikamentöse Behandlung von Aids hat sich seit 1997 schnell und markant entwickelt. «Wer heute die Medikamente korrekt nimmt, bei dem sind die Viren nicht mehr nachweisbar. Der Betroffene ist dann nicht mehr ansteckend», sagt Frei. Damit trägt die medikamentöse Behandlung auch zur Prävention bei. Als die Eidgenössische Kommission für Aidsfragen 2008 diese Sicht propagierte, wurde sie international kritisiert. «Inzwischen gibt es Studien, die dieses Zusammenspiel einwandfrei untermauern.»

Mittlerweile haben sich auch die Medikamente, jedenfalls in den Ländern des Südens, massiv verbilligt. Frei: «Heute kostet eine Erstbehandlung für einen Patienten in Afrika 250 Dollar pro Jahr. Dies nicht zuletzt dank den sehr günstigen Generika aus Indien. In der Schweiz liegen die Kosten für die gleiche

Behandlung bei 1500 bis 2000 Franken pro Monat.» Nach wie vor sehr teuer bis unerschwinglich sind Aids-Therapien aber für fortgeschrittene Stadien, die auch dann zum Einsatz kommen sollten, wenn die Wirkung der Erstbehandlung nachlässt.

Frei hat in Afrika und Bangladesch verschiedentlich beim Aufbau von Aids-Programmen mitgewirkt. In Afrika wurden in erster Linie die bestehenden Spitalstrukturen gestärkt und das Personal ausgebildet, um den Umgang mit Aids zu professionalisieren. Nicht immer hatten die gut gemeinten Projekte nur positive Wirkungen. «Da gab es in Afrika etwa spezielle Programme für Aids-Waisen, was zur Folge hatte, dass es diesen Kindern plötzlich sehr viel besser ging als allen andern. Diese Ungleichheit erzeugte auch Unmut.»

Hohe Dunkelziffer

Dank den strukturierten und niederschweligen Programmen habe man die Prophylaxe und die Behandlung von Aids in Afrika heute besser in den Griff bekommen, sagt Frei. Sowohl die Neuansteckungen wie auch die Mortalität sind in vielen Ländern rückgängig. Trotzdem: Aufgrund der schlechten Laborbedingungen ist es in Afrika noch nicht möglich, regelmässig die Virenzahlen und damit den Therapieerfolg zu messen. Auch wird immer noch zu wenig auf HIV getestet. «Das hat zur Folge, dass sehr viele Menschen nicht wissen, dass sie HIV-positiv sind. In vielen afrikanischen Ländern wird dieser Anteil auf 50 Prozent geschätzt.»

Hierzulande hat sich die Angst vor Aids gelindert. «Weil die Krankheit nicht mehr sichtbar ist, ist sie auch weniger

Stabile Zahlen in der Schweiz

FAKTEN pb. Mit rund 650 HIV-Diagnosen pro Jahr hat sich die Aids-Problematik in der Schweiz in den letzten Jahren stabilisiert. Während die HIV-Infektion in verschiedenen afrikanischen Staaten oder auch in der Ukraine einen epidemischen Charakter aufweist, sind es in der Schweiz bestimmte Bevölkerungsgruppen, die ein erhöhtes HIV-Risiko haben. Dazu zählen die homosexuellen Männer und die Migrationsbevölkerung etwa aus dem Raum südlich der Sahara. «Für die allgemeine, heterosexuell ausgerichtete Bevölkerung ist das Risiko mässig, sich mit HIV anzustecken», sagt Marlies Michel, Geschäftsführerin der Aids-Hilfe Luzern. Aber: Die Leute seien heute sehr mobil, sagt Michel. «Wer in bestimmten Ländern in den Ferien oder auf einer Geschäftsreise ungeschützten Sex hat, geht ein ungleich grösseres Risiko ein, sich zu infizieren, als durch einen One-Night-Stand in der Schweiz.»

In der Schweiz sind seit 1983 über 7000 Menschen an den Folgen von Aids gestorben. Dank dem Zugang zur Therapie stirbt heute in Ländern wie der Schweiz nur noch an Aids, wer sich gegen diese Therapie entscheidet oder nicht in der Lage ist, die Medikamente regelmässig und kontrolliert einzunehmen. Weltweit starben 2012 1,6 Millionen Menschen an Aids. Bis heute sind rund 36 Millionen daran gestorben (Statistiken: aids.ch).

Für Marlies Michel ist der heutige Welt-Aids-Tag in erster Linie ein weltweiter Solidaritätstag mit den Betroffenen. «Er erinnert uns daran, dass weiterhin nur ein kleiner Teil der Betroffenen einen adäquaten Zugang zu allen verfügbaren Medikamenten hat und die Situation in vielen Ländern immer noch sehr Besorgnis erregend ist.»

ein Thema.» In der Schweiz war die Infizierungsrate in den letzten Jahren immer noch konstant hoch, wenn auch ziemlich stabil. Klar abgenommen haben die Aids-Patienten aus der Drogenszene. Die Herausforderung sei, die Betroffenen anzuhalten, die Medikamente zu nehmen. «Weil es vielen HIV-Positiven dank den Medikamenten sehr viel besser geht, besteht die Gefahr der Nachlässigkeit. Aber man muss die Mittel immer nehmen, um virenfrei zu bleiben. Das zu wissen und sich auch so zu verhalten, ist leider nicht immer kongruent.»

Idealismus und Ernüchterung

Markus Frei gehörte zu jenen, die nach Afrika aufbrachen, weil ihm der «afrikanische Sozialismus», wie ihn Tansanias Staatspräsident Julius Nyerere propagierte, Hoffnung auf eine bessere Gesellschaft machte. Daran wollte er mitwirken. «Aber was in den Büchern gut tönte, war dann in der Realität nicht immer so super. Nur schon die Parteidemokratie hat den Idealismus ziemlich relativiert.» Ernüchtert musste der Alt-68er Frei feststellen, dass es auch in Afrika «immer die Gleichen sind, die profitieren».

Diesen Sommer hat Frei, 65 Jahre alt geworden, seinen Praxisplatz an Roland Dürig übergeben. «Er ist auch Tropenmediziner und hat durch seine Arbeit in Afrika Erfahrung mit HIV. Das war mir wichtig.» Er selber wird weiterhin noch bestimmte Projekte betreuen und ansonsten seinen Ruhestand geniessen. «Ich habe mich an der Historischen Fakultät als Hörer eingeschrieben, werde viel wandern und habe stapelweise Bücher, die ich lesen will.»